

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL J. PETER, President.
1911 Howard Str. Telephone: TYLER 340. Omaha, Nebraska.
Des Moines, Ia., Branch Office: 407-6th Ave.

Preis des Tagesblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr \$5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei kritischer Vorauszahlung, per Jahr \$1.50.

Application for a Permit to print, publish and distribute the Tägliche Omaha Tribune free from the restrictions of Section 19 of the Trading with the Enemy Act, approved October 6, 1917, insofar as they relate to filing of translation of certain matter with the postmaster, applied for with the Postmaster General on October 6, 1917.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Dienstag, den 6. November 1917.

(True translation filed with the postmaster at Omaha, Neb., on Nov. 6, as required by the act of Oct. 6, 1917.)

Graf Hertling.

Obwohl die politische Lage in Deutschland sich noch nicht genügend geklärt zu haben scheint, steht es doch fest, daß der bayerische Ministerpräsident Graf Georg v. Hertling auf den Posten des deutschen Reichskanzlers berufen wurde. Sein Vorgänger, Dr. Michaelis, hatte sich zu sehr zu einem Werkzeug der Junker gemacht und wurde daher von der Reichstagsmehrheit, die sich aus dem Zentrum, den Freiwägern und den Sozialisten zusammensetzte, bekämpft, was seine Stellung unhaltbar machte. Um nun ihren Einfluß auf die Regierung nicht ganz zu verlieren, beugten sich die Junker zu Jugendschwärmen, um die Opposition niederzudrücken. Daher mußte auf die ihnen noch am nächsten stehende Partei, das Zentrum, ein Einfluß ausgeübt werden. Aus diesem Gesichtspunkte heraus läßt sich die Wahl eines Zentrumsmannes zum Reichskanzler erklären. Graf Hertling erweist ihnen als der logische Kandidat, da er als Gegner der parlamentarischen Regierung angesehen wird. Ob er aber heute noch in dieser Richtung dieselben Ideen vertritt, wird die Zukunft lehren müssen.

Die zukünftige Richtung der deutschen Regierung wird also vor allem davon abhängen, ob es Hertling gelingt, die Mitglieder seiner Partei für die Regierung zu gewinnen. Es stehen Hertling zwei Wege offen, entweder einen schwarz-blauen Block zusammenzubringen oder sich auf die bisherige Opposition aus Zentrum, Freiwägern und Sozialisten zu stützen und die Junker abzuwehren. Im ersten Falle stehen dem deutschen Volke schwere Kämpfe für eine Demokratisierung der Regierung bevor. Ob das Letztere der Fall sein wird, wird sich daraus erkennen lassen, wenn er Mitglieder dieser Parteien zu Staatssekretären macht. Das Beste für das Volk wäre es schon, wenn die Regierung sich endgültig den Grundsätzen des Zentrumismus entziehen würde.

Graf Hertling entstammt einer alten bayerischen Freiherrnfamilie und wurde am 31. August 1843 in Darnstadt geboren. Seit 1880 war er als Professor an den Universitäten Bonn und München tätig und schrieb eine Reihe philosophischer und sozialpolitischer Werke. Seit 1909 war er Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstags und in seiner Eigenschaft als lebenslänglicher Reichsrat der bayerischen Krone schwang er sich bald zum Ministerpräsidenten empor. Aus seinem überzeugungstreuen Katholizismus hat er eine Seele gemacht.

Seine Ernennung ist nicht, wie man vielfach anzunehmen scheint, ein Sieg der Reaktion, sondern mag als fortschrittlich angesehen werden, da er als moderner Staatsmann auch zugleich ein gewiegter Sozialpolitiker ist. Bayern wird durch seine Ernennung fester an den Reichsverband gefesselt und auch der freundschaftlichen Verbindung des Zentrums, der Linken und der Sozialisten Vorbehalt gelassen. Sollte es ihm gelingen, sich die Reichstagsmehrheit zu verschaffen, so dürfte sein Einfluß Deutschland in seiner inneren Politik nur zum Segen gereichen. In wie weit aber seine Berufung an das Steuer des Reiches einen Einfluß auf die Friedensansichten haben wird, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls hat er durch seine Zeitung sich früher für einen Frieden ohne Annexionen erklärt, was ja in der Stunde genommen sich mit einer von Präsident Wilson ausgesprochenen Idee deckt. Er scheint berufen zu sein, Deutschland in die Bahnen des Friedens zu lenken.

Bedeutende Männer unterstützen Sozialdemokratie.

Die Sozialistische Partei muß denn doch wohl nicht das Schreckgespenst sein, als das sie, um ängstliche Gemüter gruselig zu machen, von den anderen Parteien und den kapitalistischen Interessen vielfach hingestellt wird. Denn sonst hätten sich ihre nicht Männer von der Bedeutung eines Ned. Herbert Bigelow, eines Dr. Wm. Richard Hale, eines Theodor Sutor, eines Dudley Field Malone, eines Amos Pindestand angeschlossen. Wer aber sind diese Männer? Bigelow, der erst dieser Tage der Gegenstand eines brutalen Angriffs wurde, führte feierlich den Vorsitz im Obior verfassungskommitee. Dr. Hale und Amos Pindestand standen früher in freundschaftlichen Beziehungen zum Präsidenten Wilson, jener als Mitarbeiter des Buches „The New Freedom“ und Sondergelehrter nach Mexiko, dieser als Vorjäger des „American Committee on War Finance“. Malone war bis vor kurzem Sanktifikator in New York und hat in der letzten Präsidentenwahl Stimmzettel für Wilson im ganzen Lande abgegeben. Sutor endlich war früher Präsident des Deutschamerikanischen Staatsverbandes von New York und erweist sich hohen Ansehens in den Kreisen amerikanischer Bürger deutschen Stammes. Wie man sieht, eine anständige Gesellschaft!

Eure deutsche Zeitung.

In einer Zeitung aus dem Nordwesten finden wir folgende Variante Rainmonds „Berichtswender“:

„Da streiten sich die Zeit her um wohl um den Wert der Presse; Der eine liest sie mit Behrren, der andere mit Zureise. Da ist der allerklügste Mann dem andern zu dumm — Der Jenor teilt den Gobel an und macht sie alle stumm!“

Diese Verslein lassen gar trefflich auf die Lage der deutschen Presse, die es in diesen Tagen unmöglich allen recht machen kann. Da denkt sich niemand so mancher, daß der Redakteur sich wie ein Vär zu einem Winterhof niedergelassen hat, weil er außer den offiziellen Kriegsnachrichten keine anderen Bemerkungen über den Krieg macht. Da tun aber die Leser dem armen Redakteur bitter Unrecht, denn er ist im Gegenteil, was man sagt, „nicht amane“ — so weit sogar, daß er ganz genau alle die heimlichen Fallstricke sieht, über die er stolpern und sich das Genick brechen kann. Der Leser war es von seiner deutschen Zeitung bisher immer gewohnt, daß sie ihm einen Kommentar über die wichtigsten Ereignisse brachte. Solch ein Kommentar müßte aber, dem neuen Gesetze zufolge, erst ins Englische überlegt und dem Postmeister zur Begutachtung vorgelegt werden — ein etwas umständlicher Weg! Da wollen wir es einstweilen doch lieber bleiben lassen und nicht über den Krieg schreiben, unformaler als man ja nie wissen kann, ob man es auch recht machen würde.

Es bleibt daher nichts anderes übrig, als daß sich die Leser ihre Kommentare über die Kriegslage selbst zurechtlegen, was übrigens derzeit nicht so schwer sein dürfte, denn die Ereignisse sind speziell in den letzten Tagen ziemlich deutlich.

Neue Industrien in Amerika.

In den letzten zwei Jahren ist eine ganze Anzahl neuer Industrien in Amerika entstanden, die unser Land in den betreffenden Artikeln vom Ausland unabhängig gemacht haben. Die Unterbindung ausländischer Versorgung hat sich, so lörend sie Anfangs wirkte, als ein Vorteil für unser Land erwiesen, der die Handelsbilanz mehr und mehr zu unseren Gunsten gehalten wird.

Es zeigt sich jetzt auch, daß es zum großen Teil Bequemlichkeit oder, besser gesagt, Mangel an Initiative war, die unsere Industriellen verbinden, sich auf Herstellung solcher Waren zu legen, die billig und mit Macht importiert werden konnten. Man wachte auch ein, daß Amerika in manchen Artikeln nicht mit der billigeren europäischen Arbeit konkurrieren könne.

Wie toll diese Behauptung ist, wie die Ungleichheit der Löhne durch besseren und produktiveren möglichen Betrieb mehr als ausgeglichen werden kann, davon haben verschiedene unserer Industrien ein deutliches Beispiel gegeben.

Hatte abbestellt, konnte aber ohne die Tribune nicht fertig werden!

Folgender Brief spricht mehr für die Güte der Täglichen Omaha Tribune und ihre Vertiefung seitens ihres Leserkreises als die beste Anpreisung anerkennend:

Louisville, Kebr., 2. Nov. 1917
Tägliche Omaha Tribune,
Omaha, Kebr.

Werte Herren!

Ich habe Ihre Zeitung am 20. Oktober abbestellt, aber ich muß Ihnen mitteilen, daß ich ohne die Tägliche Omaha Tribune ganz einfach nicht fertig werden kann. Sie müssen mir die Zeitung wieder zuwenden und zwar alle Nummern vom 20. Oktober ab nachschicken. Ich zahle gerne \$5 für die Zeitung, denn sie ist es wert.

Ich will Ihnen doch mitteilen, weshalb ich abbestellt hatte. Wir hatten hier Frührost gehabt und ich war bange, daß unsere Cornereute vernichtet sei, weil wir Spätkorn gepflanzt hatten. Wir haben 50 Acker Corn — und denken Sie, was das für ein Schaden gewesen wäre — aber zum Glück hat der Frost mehr genützt als Schaden getan, denn wir sind glücklich beim Einheimsen und haben schon über 400 Bushel in den Scheunen und haben noch drei Wochen Arbeit. — Deshalb senden Sie uns bitte die Tägliche Omaha Tribune wieder, welche uns wirklich zum Lebensbedarf geworden ist. Abends, wenn wir müde von der Arbeit sind, nehmen wir unsere Tribune an den warmen Ofen und da verleben wir alle ein gemächliches Stündchen. Also bitte senden Sie die Zeitung sofort wieder, aber senden Sie uns alle Nummern vom 20. Oktober nach, damit wir in Wahrheit ansuchen können, wie es mit dem Krieg steht und was in der Welt vorgeht. Auch möchte ich die schönen Erzählungen in der Tribune, die nebenbei so lehrreich sind, auf die Dauer nicht vermissen.

Achtungsvoll, Ihre
Franz Carl Tonad.

Ich dieser Brief nicht ein Wink für alle Deutsche des Westens, die Tägliche Omaha Tribune zu bestellen?

werden kann, davon haben verschiedene unserer Industrien ein deutliches Beispiel gegeben. Amerikanische Schuhe, besonders Damenschuhe, werden in Europa billiger verkauft und waren dabei besser und eleganter als das heimische Produkt. In Wien z. B. wanderten sich die dortigen Schuhmacher mit einer Eingabe an die Regierung, den Verkauf amerikanischer Schuhe zu indizieren, da sie mit dem amerikanischen Fabrikat nicht konkurrieren könnten.

Eine andere Industrie, die den Einwand des Lohnunterchiedes gründlich widerlegt, ist die amerikanische Uhren-Industrie. Amerikanische Taschenuhren, die gute Zeitmesser und sogar auf ein Jahr garantiert sind, werden hier zu wehren Spottpreisen verkauft, billiger, als sie unter gegenwärtigen Umständen in gleicher Güte im Auslande hergestellt werden können.

Wir bereits berichtet, hat die Industrie von Farbstoffen gewaltige Fortschritte in unserem Lande gemacht. Erst die absolute Notwendigkeit veranlaßte unsere heimischen Fabriken, sich diesem so eminent lohnenden Zweige zuzuwenden, mit dem Erfolge, daß die Millionen, die alljährlich ins Ausland gingen, dem Lande erhalten blieben.

Jetzt hat auch der Import emaillierter Hochgeschirre völlig aufgehört und an seine Stelle ist bereits ein ziemlich bedeutender Export getreten. Bis vor einigen Jahren wurden emaillierte Waren im Werte von dreißig Millionen Dollars importiert. Heute sind bereits dreißig große Fabriken mit der Herstellung emaillierter Waren beschäftigt und geben nicht nur vollständig den einheimischen Bedarf, sondern haben in letzter Zeit auch noch Waren im Betrage von zwei Millionen Dollars exportiert.

Bei den natürlichen Fertigkeiten, die unser Land an Rohmaterial für nahezu alle Zweige bietet, wird und muß die amerikanische Industrie eine dominierende Stellung im Weltmarkt einnehmen, wenn der amerikanische Kaufmann und der Industrielle Hand in Hand arbeiten. Mehr und mehr wird dann der Schwerpunkt des Welthandels nach dieser Seite des Ozeans gravitieren.

Uebertrieben und unwahr.

Unsere Prohibitionisten berufen sich befähigt auf die Unterdrückung der geistigen Getränke in Europa und folgern daraus, daß es hier ebenso gut gegeben konnte. Wie bei allen ihren Angaben laßt sich hierbei große Uebertreibung oder direkte Unwahrheit mit unter. Der Verbrauch von geistigen Getränken ist in Europa nirgends völlig unterdrückt worden. Man hat nur minder alkoholhaltige Getränke an Stelle von stark alkoholhaltigen gesetzt und jetzt ist, wie wir aus französischen Berichten ersehen, eine bedeutende Milderung der diesbezüglichen Vorschriften eingetreten und ganz speziell in Frankreich. Die Regierung kümmert sich jetzt nur noch wenig darum, was getrunken wird. Was gegen Abtrott, der ein direktes Gift ist, nimmt sie nach wie vor entscheidende Stellung ein. Sie hat gefunden, daß das Volk trübselig wird, wenn ihm der Genuß von anregenden Getränken entzogen wird, und was das Meer betrifft, so hat sie jetzt den Wein zu einer sündigen Nation für die Soldaten gemacht, da die Erfahrung gezeigt hat, daß sie sonst die Strapazen des Feldzuges nicht betreiben können. Im Anfang wurde der Prohibitionismus draussen sehr stark betrieben, weil man sich große Vorteile davon versprach. Als man aber beobachtete, daß die Verbannung von geistigen Getränken eine nachteilige Wirkung hatte, ist man überall zu den geistigen Getränken, mit Ausnahme der starken Alkoholle, zurückgekehrt. Darin liegt der wesentliche Unterschied zwischen ihnen und drüben. Unsere Prohibitionisten lassen sich durch die Erfahrung nicht belehren, sondern setzen ihre blindwütigen Treiben fort.

In den Ver. Staaten gibt es (Jen. 1910) 81,731,967 Weiße, 9,827,763 Neger. Die Bevölkerung der Erde wird nach den besten Schätzungen auf 1,628 Millionen (etwas darüber) angegeben. Davon entfallen auf die Indo-Germanische oder Arierische Rasse (Weiße) 775 Millionen, auf die Mongolische (Gelbe und Braune) 600 Millionen, auf die Semitische (Weiße) 65 Millionen (in Afrika, Arabien usw.), auf die Neger (Schwarze) 130 Millionen, hauptsächlich in Afrika, auf die Malayische (Braun) 35 Millionen, und die amerikanischen Indianer (Rot) 25 Millionen. Es gibt also mehr Weiße als Schwarze. Aber die Gelben und die Braunen und die Schwarzen zusammen gerechnet haben etwa so viel wie die Weißen — 750 Millionen jede Seite. Stellt man die Weißen (die Semitischen und die Arier zusammen gerechnet) den übrigen Rassen gegenüber, so hatten sich beide das Gleichgewicht.

Die New York Evening Mail soll den Amerikanern deutscher Herkunft hergliche Worte der Anerkennung für die Förderung, die sie der Kriegsanleihe haben zuteil werden lassen. „In ruhigen Zeiten wird man diesen Amerikanern Anerkennung ohne Vor-

behalt zollen.“ schreibt sie, „daß sie mit blutendem Herzen zwar, ihre Pflicht dem neuen Vaterlande gegenüber in vollen Umfang getan.“ Das mag ja gut gemeint sein, aber wir glauben nicht, daß es viele Amerikaner deutscher Herkunft gibt, die man man mit solcher Anerkennung einen Gefallen tun würde. Was sie getan haben und auch weiterhin tun werden, haben sie getan und tun sie, weil sie es als etwas Selbstverständliches betrachten. Außerdem aber werden sie in ruhigen Zeiten nicht vergessen, was man ihnen in der gegenwärtigen Zeit angetan hat. Donksagen werden sie sich jener erinnern, die ihnen auch in der gegenwärtigen Zeit begegnen, wie Bürger eines Landes sich begegnen sollen, ihnen Freundschaft halten, die man ihnen vordem entgegengebracht. Aber sie werden in ruhigen Zeiten jede Anerkennung zurückweisen, die von dort her kommt, wo man sie heute beschimpft, ihre Bestimmung verdächtigt, ihre Loyalität in Zweifel zieht. Sie haben etwas gelernt in der gegenwärtigen Zeit und das werden sie in ruhigen Zeiten nicht vergessen.

Goethe hat recht: Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten.

Die „Chicago Tribune“ für Beibehaltung des Unterrichts der deutschen Sprache in den öffentlichen Schulen.

Als in Chicago der Kampf um Abschaffung oder Beibehaltung des Unterrichts der deutschen Sprache in den öffentlichen Schulen begann, schrieb die „Chicago Tribune“, die gewiß nicht als besonders deutschfreundlich betrachtet werden kann, in einem Leit-Artikel folgendes:

Aus idealen Gründen sollte jeder Amerikaner mindestens eine fremde Sprache kennen und es scheint uns lächerlich, den deutschen Unterricht aus den öffentlichen Schulen als „Gott strafe den Statter“ zu befehlen. Zur Bandville fragt ein Kommandant den Anderen: „Sprechen Sie deutsch?“ und der Andere antwortet: „Nicht seit letzter Zeit“, was ein guter Scherz für ein Bandville ist, aber wollen wir unser Erziehungssystem auf eine Bandville-Basis stellen? Wir hoffen und verachten die preussischen Karren, das müssen wir, aber wir können nicht verstehen, wie die Entfernung des Deutschen aus unseren Schulen die preussischen Truppen stärken würde. Die einzige Wirkung würde sein, den Schülern die Schatzkammer der früheren deutschen Literatur zu verschließen und die Schatzkammer der Literatur des zivilisierten Deutschlands, die noch diesen barbarischen Kriegen sich öffnen werden. Wenn der Schulrat in die Erörterung eintritt, ob der deutsche Unterricht in den Elementarschulen beibehalten werden soll oder nicht, so hoffen wir, daß man die Erwägung aller politischen Rücksichten, allen Massen- und Kriegsdroh fernhalten und diese Frage lediglich vom Standpunkt des Nutzens für unsere Kinder beurteilen wird.

Während wir diesen trefflichen Ausführungen beistimmen, möchten wir gleichzeitig noch einige Zweifel, welche die „Chicago Tribune“ hegt, beseitigen. Der Verfasser des Aufsatzes weist darauf hin, daß die meisten Kinder aus den Schulen nach Abschließung der Elementarklassen ausscheiden und sie daher das wenigste deutsch, das sie gelernt haben, vergessen. Ebenso weist darauf hingewiesen, daß Spanisch mit Aussicht auf unseren Handel mit Südamerika für den Elementarunterricht geeigneter wäre, als deutsch. Darauf ist zu bemerken, daß mit dem Sprachunterricht nicht nur ein materieller, sondern in weit höherer Maße ein idealer Erziehungszweck beabsichtigt wird. Man lernt in den Schulen Mathematik bis zur Integralrechnung. Nicht zwei Prozent ziehen daraus einen praktischen Nutzen. Für die übrigen 98 Prozent hat es bloß geistiges Interesse. Ebenso lernt man lebende und tote Sprachen, nicht um diese Sprachen zu reden, sondern um andere Geisteskräfte zu wecken. Wenn daher die Schüler wirklich die Elementarklassen verlassen sollten, ohne etwas vom Deutschen zu behalten, so verbleibt doch der bildende Wert, der das Lebenselement aller Erziehung ist. Im Uebrigen ist auch die Behauptung, daß nichts verbleibt, nicht zutreffend. Wir kennen hier in Omaha Leute, die ein sehr gutes Deutsch sprechen und ihre Kenntnisse lediglich in den Elementarklassen unserer öffentlichen Schulen gewonnen haben. Mit dem Spanischen verhält es sich in der gleichen Weise wie mit anderen. Studien. Nur sehr Wenige haben Gelegenheit, es später zu vertonen, aber es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen deutsch und spanisch, den freilich nur wissenschaftlich gebildete Lehrkräfte zu erkennen vermögen. Der pädagogische Grundlag, der jedem Lehrer geläufig ist, lautet: Von Fremdsprachen zum Unbekannten, vom Nahen zum Fernen — Deutsch ist den Kindern besser bekannt und liegt ihnen näher als spanisch, weil die deutsche und englische Sprache denselben Stammes entproben sind, während vom Englischen zum Spanischen, das im Lateinischen wurzelt, jeder Übergang fehlt. Dann ist es auch unbestreitbar, daß die deutsche Literatur der Aufzucht des Amerikaners bedeutend näher steht, als die spanische. Schiller ist ein beliebter Schriftsteller bei den Amerikanern. In Goethes Weltanschauung findet er sich leicht wieder. Die spanische Auffassung von Welt und Leben liegt außerhalb seines Anschauungs- und Gedankenkreises. Sie gehört einer vergangenen Periode an, hat auch seit den Tagen Cervantes, Lopez de Vega und Calderon keine weiteren Blüten getrieben, während die deutsche Literatur mitten in modernen Leben steht und nicht bloß den Idealisten, sondern auch dem Menschen im praktischen Leben, dem Techniker, dem Chemiker, dem Physiker, belehrend bietet, wie keine andere Sprache, was entschieden in Berücksichtigung gezogen werden muß.

Shyren von Dr. Weiland, Fremont, gepohte Brillen verbergen Ihren Augen den Schut, welchen deutsche Sorgfalt und Gründlichkeit denselben gewahren können.

THE GRAY GHOST OF SOCIALISM.

It is not easily explained why both the old parties should become panic-stricken because of fear that the Socialists will carry the New York municipal election in November; yet that appears to be the state of mind of the political leaders who have charge of the campaign of Mayor Mitchel, Judge Hylan and Mr. Bennett.

That this should come to pass is the more remarkable under the prevailing circumstances. Judge Hylan is the powerful support of Tammany; and while Bennett has been betrayed and abandoned by his own party machine, and is treated like an unwelcome visitor in his own family circle, no candidate ever entered a political campaign supported by more money or influence than Mitchel. He is the candidate of the wealthy, the anti-free speech crowd, the monopolists of patriotism, the anti-primary faction, the Vigilantes, American Defense Society, Navy League, National Security League, Roosevelt and Wall Street. And yet his friends, no less than the friends of Judge Hylan, tremble at the name of Morris Hillquit, the Socialist, who, since Mitchel has announced himself the „War Mayor“, has declared himself for the early conclusion of an honorable peace.

There is one merit that the Evening Post has above its contemporaries—it prints the news uncolored, without fear or favor. What it had to say of Hillquit's chances the other day must have acted like a thunderbolt on the eminently respectable readers of that dignified journal. It said:

Socialism is worrying Tammany Hall. Two days ago there was a conference of the Tammany campaign managers and assistant managers at Delmonico's, and the reports from Tammany strongholds on the East Side of Manhattan, Harlem and from the lower West Side, were so depressing that the Tiger was chilled to the bone. Charles F. Murphy presided at the conference, and Aaron J. Levy, Municipal Court Justice, took the role of chief alarmist. Justice Levy, as a trained and experienced judge of political sentiment, reported to the conference that Morris Hillquit was likely to sweep the East Side by two votes for Hillquit to one for the field, composed of Hylan, Mitchel and Bennett.

This story was followed by a similar one from the upper East Side, from the thickly populated Harlem sections, and from the lower West Side. From Bronx, Queens, and Brooklyn, the Tammany campaign managers reported, had come similar information. The conference was called because of these reports, and to devise some way of counteracting the growth of Socialist sentiment and checking the drift of voters toward Hillquit.

Almost at the same time that Levy and other Tammany men were sounding the alarm to Murphy at Delmonico's, individual Mitchel supporters identified with neighborhood welfare work at the various settlements were telling the Mitchel campaign managers that Socialism and Hillquit were sure to sweep the poorer sections of the city, and that in the Assembly district totals on election night in these sections of the city Mitchel would be third or fourth, with Hylan second.

Conscription of husbands, brothers and sons, living costs, and resentment inspired by the demagogic cry of „capitalism“ had turned the voters from the Fusion candidate, the settlement workers said. The distrust of the two old parties was general, it was added.

It is not easy to grasp the full significance of this statement. It may have been intended to startle the silk-stocking supporters of Mitchel out of their complacency, and send them posthaste to the registration booths to do their duty; but it mentions names and too many material facts to leave much doubt that the danger of a So-

cialist victory is regarded as really imminent.

But, then, an extraordinary combination of circumstances is co-operating in making Socialism popular—not only the conditions described by the Evening Post as affecting the poor, but the example throughout the world of the survival of the Socialist doctrines over the general conventions under which society has lived heretofore.

In Russia Socialism has successfully overturned czarism; in Germany the Socialists are the really effective agents in the promotion of democracy; in England, we are told that Marx is rapidly becoming the idol of the masses, while in France the Socialists are the brake on the wheel. In both the latter countries much is transpiring that is not allowed to reach the public save in dribbles.

It almost seems as if the whole world is politically run today on Socialistic principles. Nor can it be well denied that in the United States, where the regulation of food and coal supplies and the prices of other commodities and public utilities by the Government is developing apace, we are seeing a practical indorsement of the Socialistic profession of faith, while the Administration is continually reported as expressing sympathy with the growth of Socialism in nearly all countries save our own. Here the application of its tenets is still disguised under various euphemistic terms.

The average American very naturally says to himself, „If our Government approves Socialism abroad, and is itself forced to adopt expedients laid down in the text-books of the Socialistic theorists, the system can't be as bad as we are told, and the experience of a Socialistic regime in our largest city can do no serious harm. The long experience of a rule by the men who support candidates like Mitchel has brought no new ideas of government into relief. Socialism, since it has become universally effective as a popular panacea, may be a very good thing for New York, since it is a good thing for Russia and Germany, and especially in view of the fact that it is taking such hold on the British Government that it promises to administer private fortunes after the war in order to pay off its debts. Democracy seems to have been pretty much a myth, and successful only under the aegis of those in control of the resources of a country; Socialism penetrates beneath the veneer of democratic liberty and goes audaciously to the root of popular government.“

The man who argues like this knows nothing of the theory of Socialism. He has generally regarded it as something to be afraid of and to be antagonized as an insidious menace to his welfare. He has now become familiar with it, not from personal investigation but from world-wide demonstrations of its adoption and commendation in high circles, as something akin to a sheet anchor in a storm. He is not yet a convinced Socialist, but he has commenced to prick up his ears and to open his mind to new impressions.

The long-dreaded gray ghost of Socialism is knocking at the gates of Father Knickerbocker's citadel. When bread is dear and flats are underheated, with winter coming on and the papers full of dire predictions that worse is yet to come, the poor grasp at a straw for safety, not merely the miserably poor, but the „average wage-earner.“ Mitchel's pose as a „War Mayor“ is not supplying the need of the hour. It gratifies the well-fed, well-housed members of the American Defense Society, the Vigilantes of third-rate authors, etc., but people who are living from hand to mouth and compelled to listen to the moans of children who, we are officially told, go to bed each night without supper, are prone to delegate the problems of the defense of the country to the Washington government, looking to their mayor to administer the affairs of the city wisely and beneficently.

(Issues & Events.)

— Gemillenhof. Professor (zur Köchin, die den Dienst verläßt): „Hier haben Sie Ihr Zeugnis. Sie waren zwei Jahre bei uns. In dieser Zeit haben Sie dreimalig mißherab, achtzigmal im Rostfalle gestiegen, hundertzwanzigmal halbwegs annehmbar — aber fünfzigmal brilliant gelacht.“